

Zeitschrift: Frauezeitig : FRAZ
Herausgeber: Frauenbefreiungsbewegung Zürich
Band: - (1994-1995)
Heft: 52

Artikel: Eine Tagesschule oder eine Krippe - und zwei Frauenleben sähen ganz anders aus
Autor: Hürlimann, Brigitte
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054211>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine Tagesschule oder eine Krippe

– und zwei Frauenleben sähen ganz anders aus

Zwei alleinerziehende Frauen erzählen vom Leben auf dem Land, von Isolation, Ächtung, fehlender Kinderbetreuung und Fürsorgeabhängigkeit: Die eine, Christiane, hat aufgegeben und ist zurück in die Stadt gezogen, die andere, Barbara, lebt immer noch im zürcherischen Säuliamt. – Von ländlicher Idylle und anderem.

Von Brigitte Hürlimann *

Warum Christiane aufgegeben hat? Es ging einfach nicht mehr, sie hatte es ernsthaft versucht, einige Jahre lang, durch alle Tiefs und Probleme hindurch; allein, ohne Familie, ohne FreundInnen. Christiane ist Berlinerin. Als Ausländerin, Frau eines Arbeitslosen, Kleinkriminellen, Haschischrauchers, später als Geschiedene, alleinerziehende, mittel- und stellenlose Mutter, hatte sie im Zürcher Oberland keine Chance – es wurde ihr keine gegeben. Heute lebt sie mit ihrer dreijährigen Tochter Vera in Zürich, an einer stark befahrenen Strasse, nahe der Drogenszene, doch den beiden geht es so gut wie schon lange nicht mehr. Christiane hat eine Stelle in einem Kinderhort gefunden, Vera geht ebenfalls in den Kinderhort, abends treffen sich die zwei daheim und erzählen von ihren Erlebnissen. «Ich fühle mich wohl in Zürich, hier habe ich mich mit der Schweiz wieder versöhnt», sagt Christiane. In die Schweiz war sie vor rund fünf Jahren gekommen, «wegen eines Mannes, natürlich. Wir waren verliebt, verrückt, dann landete er in Berlin im Knast und wurde in die Schweiz abgeschoben. Ich ging mit, obwohl ich von diesem Land absolut nichts wusste.»

Der Versuch, eine Familie zu gründen

Die ersten paar Monate lebte das junge Paar im abgelegenen Bauernhaus der Schwiegereltern, im Zürcher Oberland, Christiane suchte einen Job und fand sehr schnell einen. Mit dem Moped fuhr die 25jährige Berlinerin jeden Tag durch drei winzige Dörfer und übers Land zum Altersheim. – Noch vor wenigen Wochen hatte sie mitten in Berlin gewohnt, war täglich mit der Metro unterwegs. Ganz intensiv suchte Christiane vor allem eine Wohnung: für sich und den Ehemann, denn bei den Schwiegereltern hielt sie es nicht aus. «Sie behandelten mich mit Herablassung und grosser Distanz. Ich war für sie bloss eine Städterin und erst noch eine Deutsche. Sie mochten mich nicht, denn ich war keine von ihnen», erzählt Christiane.

Sie fand schliesslich eine einfache Blockwohnung in Hinwil, sie wurde ungeplant schwanger und versuchte zusammen mit ihrem Mann, eine richtige Familie zu gründen. Doch der Mann fühlte sich überfordert, stürzte ab, wurde erneut straffällig. Als die Tochter drei Wochen alt war, floh er ins Ausland. «Wir hatten einen schlechten Ruf im Dorf. Man wusste einfach, dass mein Mann ein Kleinkrimineller

war und erst noch Haschisch rauchte, dass er gleichzeitig keine Arbeit hatte. Das genügte, um auch Vorurteile mir gegenüber zu haben», sagt Christiane. «Ich musste für ihn und sein Verhalten die Verantwortung übernehmen, war schlicht und einfach die Ehefrau eines Kleinkriminellen – nichts anderes.»

Der Gang aufs Sozialamt

Vom Mann im Stich gelassen, blieb Christiane nur noch der Gang aufs örtliche Fürsorgeamt, mit dem Baby auf dem Arm. Es war ein Freitag, sie hatte genau noch sieben Franken im Portemonnaie und sonst gar nichts. Der Fürsorgesekretär half ihr sofort und unbürokratisch. Das war eine Erfahrung, die sie freudig überraschte: wie sie vom Sozialamt schnell und vorbehaltlos unterstützt wurde. Allerdings war sie nun zu einem Sozialfall geworden, und das hatte sie immer verhindern wollen. Zu allen Problemen hinzu tauchte plötzlich der Mann wieder auf, drohte mit Selbstmord, sie ging nochmals mit ihm durch die Hölle, ein Jahr lang, dann reichte sie endgültig die Scheidung ein.

Christiane war 28 Jahre alt, stand in der Scheidung und vor einem Schuldenberg, wohnte mit ihrem Baby in Hinwil, war fürsorgeabhängig, hatte keine Arbeit, keine Kinderbetreuung, weder Familie noch FreundInnen. «Ich war

einsam, sozial geächtet, traute mich kaum noch aus dem Haus. In den Einkaufsläden wurde ich nicht mehr gegrüsst. Viele ehemalige FreundInnen hatten sich zurückgezogen, weil sie von meinem Mann betrogen worden waren. Und dann war ich auch noch die einzige alleinerziehende Mutter mit einem Kleinkind im Dorf», erinnert sich Christiane. Sie wollte lieber arbeiten, unabhängig sein, anstatt Geld von einer Behörde beziehen. Sie wollte Beruf und Kind verbinden. Doch solche Ideen wurden in Hinwil nicht akzeptiert. Wer neben einem kleinen Kind noch arbeite, sei eine Rabenmutter, hiess es, und von ausserfamiliärer Betreuung gab es keine Spur. Wenn sie eine Kinderkrippe forderte, sagte man ihr, sie wolle das Kind abschieben, vernachlässigen, das werde später dann drogensüchtig, auf jeden Fall stark gefährdet. Die Feindseligkeit und das Unverständnis waren gross.

Ein Jahr lang kam sie kaum mehr aus ihrer Blockwohnung heraus, war eingesperrt, am Rande ihrer Kräfte und Nerven. «Besonders schlimm war es an den Sonntagen», erinnert sie sich, «da waren die Spielplätze ausgestorben, die Kinder unterwegs mit ihren Papis, beim Sonntagsspaziergang. Doch meine Tochter hatte keinen Papi, keine Grossmutter, keine Verwandten.» In Zeiten, wo es ihr besser ging, schaffte sie es, eine Krabbelgruppe in



Von ausserfamiliärer Betreuung gab es keine Spur

Foto: Linda Herzog

der Gemeinde zu gründen. Doch eines Tages wusste sie mit aller Bestimmtheit, dass sie so schnell wie möglich zurück in die Stadt musste, um neu anfangen zu können, um wieder richtig zu leben. Sie fand Arbeit in einer Zürcher Kinderkrippe, pendelte zwei Monate lang zwischen Hinwil und Zürich hin und her, bis sie in der Stadt endlich auch in eine neue Wohnung einziehen konnte. Heute hat sie einen Arbeitsweg von fünf Minuten, eine entkrampfte Beziehung zu ihrer Tochter, neue FreundInnen gefunden.

Im Haus bleiben, so lange es geht

Es hätte nur eine Tagesschule gebraucht oder eine Krippe – und zwei Frauenleben sähen ganz anders aus. Doch Christiane und Barbara haben beide erlebt, wie ausserhalb der Stadt auf alleinerziehende und finanziell benachteiligte Frauen kaum Rücksicht genommen wird. Sie entsprechen nicht der Norm, schon gar nicht dem traditionellen Bild einer «richtigen Familie», sie fallen auf, man kennt sie, tuschelt über sie, sie werden sozial ausgeschlossen, sind mit ihren Problemen isoliert. Zwei alleinerziehende Frauen, Christiane und Barbara, haben mit ihren ganz verschiedenen Geschichten ähnliches erlebt.

Barbara allerdings wohnt heute noch auf dem Land, in Hedingen, es gefällt ihr sogar ausgesprochen gut dort, sie liebt das alte Haus, das sie zusammen mit ihren drei Kindern bewohnt, den grossen Garten und die mächtigen Bäume, die Sträucher und Büsche. Das Haus ist zwar renovationsbedürftig, geheizt wird mit Holz, und im Winter zieht's kräftig durch die Fenster. Barbara hofft aber, noch möglichst lange dort wohnen zu können. Bis die Hausbesitzerin renoviert, die Miete für sie und die Kinder unerschwinglich wird. Dazu braucht es nicht viel, denn finanziell liegt für die vierköpfige Familie gar nichts drin.

Die 36jährige Frau ist geschieden, ihr Ex-Mann verdient nicht viel, die Alimenter sind bescheiden, sie fand keine geeignete Kinderbetreuung, musste ihren Job aufgeben und ist seither fürsorgeabhängig. Was an Alimenter und Fürsorgegeldern hereinkommt, reicht mehr schlecht denn recht zum Leben: 3800 Franken monatlich für eine vierköpfige Familie. «Wenn es nur eine Tagesschule hätte im Dorf oder wenigstens einen Mittagstisch für Kinder, könnte ich mich ganz anders organisieren», ist Barbara überzeugt, «dann wäre ich berufstätig, nicht zum Sozialfall geworden. Doch ich musste meinen Beruf aufgeben, und das

ist für mich ein riesiger Rückschritt.» Als sie beim zuständigen Schulpflegepräsidenten den Wunsch nach einer Tagesschule äusserte, hiess es, das könne sich die Gemeinde nicht leisten, das sei viel zu teuer. Überhaupt, ausserfamiliäre Kinderbetreuung solle privat organisiert werden. Es habe in Hedingen Bemühungen um eine Tagesschule gegeben, sagt Barbara, doch solche Vorstösse seien abgeblockt worden, und irgendwann war die Energie der InitiantInnen verpufft. Für Barbara bedeutet das nun, rund um die Uhr mit Haushalt und Kinder beschäftigt zu sein: Morgens um 6.30 Uhr aufstehen, Frühstück, Znüni, Mittagessen, Zvieri und Abendessen zubereiten, kaum Zeit für sich und gar keine Zeit für Weiterbildung oder Beruf zu haben. Frühestens in vier Jahren, so hat sie ausgerechnet, könnte sie wieder berufstätig werden, wenn die Kinder gross genug sind. Ob sie dann noch eine Chance hat, zurück zu ihrem gelernten Beruf zu kehren, ist allerdings mehr als ungewiss.

Keine Kinderbetreuung, keine Arbeit

Barbara arbeitete als Typographin, der Beruf gefiel ihr sehr gut, sie und ihr Mann hatten anfänglich versucht, Kinderbetreuung und Beruf so aufzuteilen, dass beide arbeiten konnten, auch aus finanziellen Gründen. Mit der Zeit arbeitete er nachts und sie tagsüber, was für Beziehung und Familie eine zu grosse Belastung wurde, es kam zum Eklat, sie trennten sich und die Ehe wurde geschieden. Heute sind Barbara und ihr Ex-Mann gute Freunde, er besucht regelmässig die drei Kinder – doch im Gegensatz zu ihr konnte er seinen Beruf behalten, ist nicht fürsorgeabhängig geworden. Der Gang zum Sozialamt, der schwer an Stolz und Selbstvertrauen nagt, die Betreuung der Kinder, ans Haus gefesselt zu sein, das bleibt üblicherweise an der Frau, das blieb an Barbara hängen.

Sie versuchte, sich eine Heimarbeit zu organisieren. Auch das scheiterte: «In den Zeitungen fand ich praktisch nur Angebote im Bereich Telefonverkauf oder Sexgewerbe. Oder dann war die Arbeit derart lächerlich schlecht bezahlt, dass es gar keinen Wert hatte, sich zu melden.» Wenn sie von FreundInnen gefragt wird, ob sie nicht arbeite, antwortet sie: «Doch, aber ohne Lohn.» In ihrem Quartier, in ihrer Umgebung, weiss man nicht, dass die Mutter von drei Kindern fürsorgeabhängig ist. Es fehlt zwar nicht an guten, wohlwollenden Bekannten, doch über existentielle Fragen wird nicht gesprochen. Skeptisch reagierte

man im Dorf nur schon auf die Scheidung; eine Zeitlang, erzählt Barbara, sei im Quartier ständig an ihren Kindern herumgenörgelt worden, sie galten als problematische Scheidungskinder: «Heute ist die Toleranz gestiegen, weil hier wieder mehr Kinder wohnen.» Den Wunsch, unabhängig zu werden, sobald wie möglich, gibt Barbara nicht auf. Lieber wird sie eine unqualifizierte Arbeit annehmen, als weiterhin an Haus und Sozialamt gebunden zu bleiben. Barbara ist ständig auf Jobsuche. Doch nur des Berufes und der Kinderbetreuung wegen in die Stadt zu ziehen, kommt für sie nicht in Frage. Obwohl: Die Chance, in Hedingen eine Stelle zu finden, ist für Barbara gering, «denn ich engagiere mich in keinem Verein, mache beim Vereinsleben nicht mit, und dort werden immer noch die meisten lokalen Stellen vergeben. Doch die Kinder sind in Hedingen zuhause, sind in der Gemeinde integriert, und wir alle hängen sehr an unserem Haus, am Garten. Darum wollen wir hier bleiben.»

*** Brigitte Hürlimann ist Journalistin und freie Mitarbeiterin der FRAZ. Sie lebt in Zürich.**